

Besprechungen.

Kirchengeschichte.

Geschichte des Bistums Hildesheim. Von Dr. Adolf Bertram, Domkapitular. Erster Band. Mit 5 Tafeln und 133 Abbildungen im Texte. Ley.-8°. (XVI u. 523 S.) Hildesheim 1899, August Lax. M 8.— Zweiter Band. Mit 11 Tafeln und 3 Abbildungen im Texte. Ley.-8°. (XII u. 449 S.) Hildesheim u. Leipzig 1916, August Lax. M 12.50

Als im Jahre 1899 der erste Band dieses Werkes erschien, wurde er in dieser Zeitschrift (57 [1899], 95—96) kurz empfohlen. Die Anzeige des Werkes schloß mit den Worten: „Eingehend werden wir nach Erscheinen des zweiten Bandes auf dasselbe zurückkommen.“ Die Hand, die diese Worte niederschrieb, ist seither im Tode erstarrt. Das Versprechen einzulösen, ist darum einem andern beichtet.

Eine Geschichte des Bistums zu schreiben, an dessen Domgrufskapelle der berühmte „tausendjährige“ Rosenstock sich emporrankt, war sicher niemand so berufen wie unser Verfasser. Geborener Hildesheimer, kennt er in seiner Vaterstadt jeden Weg und Steg. Da ist sozusagen kein Stein, der ihm nicht ein Stück heimischer Geschichte zu erzählen wüßte. Mit allen Fasern seiner Seele hängt er an seiner Heimat. Er hat in ihr lange Jahre des geistlichen Amtes gewaltet und sich durch sein Werk „Die Bischöfe von Hildesheim“ und eine Reihe von Einzelsorschungen, besonders auf kunstgeschichtlichem Gebiete, in deren Vergangenheit vertieft.

Darum ist es beinahe überflüssig, zu sagen, daß in dem vorliegenden Werke gedruckte und ungedruckte Quellen auf das ausgiebigste und gewissenhafteste benutzt sind. Für den ersten Band lieferten die Monumenta Germaniae, die Urkundenbücher von Döbner und Janicke und ähnliche Veröffentlichungen reichen Stoff; dazu kamen Handschriften, wie sie besonders das Staatsarchiv von Hannover in Fülle bietet. Der zweite Band baut sich zu einem sehr großen Teile auf ungedruckten Schriftstücken auf. Von Kopenhagen bis hinab nach Rom sind Archive und Bibliotheken durchforscht. Die Kunstdenkmäler des Bistums hat der Verfasser meist selbst gesehen, gesehen mit dem Auge des Kunstsprechers, mit dem Verständnis des Gottesgelehrten. Er bleibt nicht, wie so manche andere Kunstschriftsteller, an den Äußerlichkeiten hängen. Wir schauen die hohen Gedanken, die ewigen Wahrheiten, die in diese schönen Formen sich kleiden. Wir vernehmen, was des Künstlers Schöpfung für den Gottesdienst und für das gesamte christliche Leben bedeutet. Dazu kommt die große Zahl von sinnig ausgewählten und meisterhaft ausgeführten Abbildungen aus den verschiedensten Gebieten kirchlicher Kunsttätigkeit.

Kirche und Staat waren ehemalig innig miteinander verbunden. Die Bischöfe von Hildesheim besaßen schon sehr früh neben ihren geistlichen Gewalten mancherlei bürgerliche Gerechtsame und wurden schließlich weltliche Fürsten im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Geschichte des geistlichen Sprengels ließ sich deshalb von der Geschichte des weltlichen Staates nicht trennen; und da die allermeisten Urkunden uns äußere Rechtsverhältnisse vor Augen führen, so erfahren wir außerordentlich viel über Rechtspflege, Staatsverwaltung, Kriegsführung, Volkswirtschaft, Kunst- und Handwerksbetrieb, Handelswesen, Volksitten und Lebensgewohnheiten jener Tage.

Der erste Band gilt der Glanzzeit des ehrwürdigen Bistums, das seinen Ursprung auf Kaiser Ludwig den Frommen zurückführt. Wir meinen die Zeit des Mittelalters vom 9. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert. Die Einteilung schließt sich wie von selbst an die Reihenfolge der Bischöfe an. Wir begegnen hier wahren Heldenstalten, Männern, die sich um die Kirche wie um das Reich die größten Verdienste erworben haben durch ihre Gelehrsamkeit, Umsicht, Treue und Frömmigkeit. Da sehen wir den „edelsten Sprossen seines Stammes, den Ruhm und die Krone Niedersachsens“, wie der Verfasser ihn nennt. Es ist der heilige Bischof Bernward, Erzieher des späteren Kaisers Otto III., von Eifer glühend als Seelenhirt, weitblickender Staatsmann, Förderer der Wissenschaft, Klostergründer, in seinen letzten Tagen selber mit dem Gewande des hl. Benedikt bekleidet, endlich ganz unvergleichlich preiswürdig und bewundernswert in dem künstlerischen Schaffen, das er nicht nur angeregt und gepflegt, sondern auch selbst geübt hat. Noch jetzt erzählen uns zu Hildesheim die ehernen Türflügel und die eherne Christusssäule des Domes und die Evangelienbücher des Domschatzes und das goldene Kreuz und die Silberleuchter der Magdalenenkirche und andere kostliche Denkmäler, was Bernward in Kirchenbau, Erzguss, Malerei, Goldschmiedearbeit, Schreibkunst geleistet hat. Neben ihm steht der Benediktinermönch von Niederaltaich, der hl. Godehard, seiner ganzen Gemütsanlage nach still und in Beschauung versunken, dabei aber als Bischof ein eifriger Prediger, Freund der Gelehrten, Mann des Volkes, Vater der Armen und Kranken. Es sind ihrer noch viele andere, die den Hildesheimer Bischofsstab in hohen Ehren geführt haben; so im 9. Jahrhundert der heiligmäßige Ulrich, der den ersten Dom gebaut und aus seinem Eigentum das Frauenkloster Essen gegründet hat; im 12. Jahrhundert jener tiefstromme Hermann, der auf seiner Jerusalemsfahrt so große Mühsale ausstand, daß er sich entschließen mußte, öffentlich zu betteln; im folgenden Jahrhundert Konrad II., der im päpstlichen Auftrag den Kreuzzug predigte und über Leben und Wunder der Landgräfin Elisabeth jene Untersuchungen anstellte, die zu Elisabeths Heiligsprechung führten.

In das Licht hinein fallen allerdings auch düstere Schatten. Bischof Hegilo unterschrieb aus Furcht vor Heinrich IV. die Absezung Gregors VII. Gleich ihm wurden einige andere Hildesheimer Bischöfe wegen ihrer Unbotmäßigkeit gegen den Papst vom Bannstrahl getroffen. Mehr als einmal war der Bischofsthül von Bewerbern umstritten, die das Land mit Blut und Trümmern bedeckten. Einmal lagen eines solchen Streites wegen Stadt und Stift

unter dem Interdikt; 23 Jahre lang herrschte Karfreitagsstille; es gab kein Glockengeläute, keinen Gottesdienst mehr. Die Habgier und Herrschnicht der braunschweigischen Nachbarfürsten drückten wieder und wieder den Bischofen das Schwert in die Hand; bei der Schwäche der Reichsgewalt und der Langsamkeit der kaiserlichen Rechtspflege war das der einzige Weg, das Bistum zu schützen. Zu andern Zeiten erhoben sich Junker und Bürger in wildem Aufruhr gegen den Mann, der zugleich ihr Seelenhirt und ihr Landesfürst war. Selbst bei der Geisslichkeit fehlte es nicht an Ärgernissen. Der Geschichtsschreiber verschweigt es nicht und sucht es nicht zu bemanteln.

Aber das Gesamtbild ist und bleibt überaus erfreulich. Am Dome führten die Stiftsherren lange ein klösterliches Leben in großer Reinheit und Arbeitsamkeit. Der Domscholaſter beschwore in seinem Amtseid, er wolle dafür sorgen, daß im Domchor jedes Jahr die ganze Heilige Schrift gelesen werde. Aus der Domschule gingen neben dem hl. Bernward ein hl. Benno, Bischof von Meißen, ein sel. Meinwerk, Bischof von Paderborn, ein Kaiser Heinrich der Heilige hervor. Im Jungfrauenstift Gandersheim schrieb die Nonne Roswitha ihre prächtigen lateinischen Heldengedichte und Schauspiele. In der Stadt Hildesheim erhob sich das Benediktinerstift vom hl. Michael als Mittelpunkt geistlichen Lebens und wissenschaftlichen Strebens. Unsterbliche Verdienste erwarben sich die Bistuerzienser durch Urbarmachung des Bodens und durch den Einfluß, den ihr Beispiel auf die Hebung des Bauernstandes übte. Aus dem Hildesheimer Sprengel zogen sie auch aus nach den östlichen Gauen des Reiches, um das Wendenvolk zum Christentum zu belehren. Mit rührender Selbstopigkeit widmeten sich die Alexianerbrüder oder „Willigen Armen“, wie die Leute sie nannten, bei Tag und Nacht der Pflege der Kranken. Klausner besaßen sich neben der Gebetspflege mit der Instandhaltung der öffentlichen Verkehrswege. Nach dem Vorbild des großen Domspitals entstehen da und dort Krankenhäus'r, Aussätzigenpitaler, Armenheime, Pilgerherbergen. Stifter und Klöster schließen Gebetsverbrüderungen. Bruderschaften sprossen in bunter Mannigfaltigkeit empor. Der Geist des Glaubens und der Liebe verklärt die Innungen der Handwerker. Eine wohlätige und gemeinnützige Stiftung reiht sich an die andere. Wohl drohte bisweilen der Eifer zu erkalten; aber dann kamen Männer wie der Kardinal Nikolaus von Cues und der Augustinerprior Johannes Busch und entsachten neue Glüten.

Unser Forscher hält von Zeit zu Zeit inne und lädt uns zu einem Rückblick ein. Diese Rückblicke mit der Tiefe ihres Empfindens und der Anmut ihrer Sprache scheinen uns wahre Meisterwerke zu sein. Man kann sie nicht lesen, ohne ergriffen zu werden. Das Herz begeistert sich für die Mutter all dieses Großen und Schönen und Guten, für unsere heilige römisch-katholische Kirche.

Wir kommen zum zweiten Bande. Er beschäftigt sich mit der Zeit der großen Glaubensspaltung. Der Verfasser versichert uns in der Vorrede, es sei ihm eine unangenehme Aufgabe gewesen, die Geschichte des Bistums im 16. Jahrhundert zu beschreiben. Wir verstehen das. Oft mußte ihm das Blut in den Adern kochen. Trotz alledem hat seine Darstellung eine Ruhe und Würde gewahrt, der auch Andersgläubige ihre Anerkennung nicht werden versagen können.

Der Herausgabe dieses zweiten Bandes stellte sich übrigens auch eine Schwierigkeit von außen entgegen. Die Arbeit war nur bis zum ersten Entwurfe gediehen, als Dr. Bertram zum Generalvikar und darauf zum Bischof von Hildesheim erwählt wurde. Da glaubte er vorerst alle Zeit dem Bistum widmen zu müssen, hoffend, nach einigen Jahren würde ihm Muße bleiben, das Geschriebene zu ergänzen und zu Ende zu führen. Doch bevor das eintraf, wurde er auf den Stuhl der Fürstbischöfe von Breslau erhoben. Damit schwand auch diese Hoffnung. Freunde baten ihn nun dringend, drucken zu lassen, was und wie es eben vorliege, auch wenn es nur eine Art von Beitrag zur heimatlichen Geschichte bilden könnte. Er entschloß sich dazu, und wir müssen ihm dafür aufrichtig danken. Mag es noch so wahr sein, daß der sprachliche Ausdruck noch nicht vollständig geglättet ist, und daß diese oder jene gedruckte oder ungedruckte Quelle noch der Verwertung harrt, es wäre jammerschade gewesen, wenn die Frucht solch angestrengten und erleuchteten Fleisches im Staube hätte vermodern müssen.

Es sei uns gestattet, aus dem reichen Bilde einige Züge hervorzuheben. Die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts schienen noch Gutes zu verheißen. Es werden Stiftungen gemacht zur Verherrlichung des Leidens Christi, des Altarsakramentes, der Gottesmutter. Mittellose Schüler und Kirchenänger, Kranke, zum Tod Verurteilte werden mit Vergabungen bedacht. Eine herrliche Erscheinung, tapfer, klug, felsenfest im katholischen Glauben, war der von Kaiser Karl V. zum Ritter geschlagene Bürgermeister Hans Wildfür. Hildesheim bildete unter seiner Regierung eine starke Burg der katholischen Kirche, als ringsumher schon alles zum Luthertum übergegangen war. Aber es hatte sich doch auch schon viel Krankheitsstoff gesammelt. Als solchen bezeichnet unser Verfasser die großen, wohl übergroßen Reichtümer der Geistlichkeit. In Hildesheim hatte sie ein Drittel des Stadtgebietes mit den besten Häusern und Höfen im Besitz. Das reizte den Neid und die Eifersucht und lockte manche Unberufene in die Reihen der Diener des Altars. Die Zahl der Geistlichen war überaus groß; deshalb fehlte es vielen an genügender geistlicher Beschäftigung. Von den Domherren besaßen die meisten nur die Weihe des Subdiakonats; es waren adlige Junker, zum Teil frühere Kriegsleute, die sich an ein freieres Leben gewöhnt hatten und am Beten nicht allzu großen Geschmack fanden; mußte doch noch im Jahre 1609, als die Kirchenversammlung von Trient schon manche Schäden geheilt hatte, der Hildesheimer Domdechant den Visitatoren des Bistums versprechen, er wolle darüber wachen, daß die Domkapitulare wenigstens einmal im Jahre zur Kommunion gingen! Ein weiterer Mißstand lag in den oft höchst verwickelten rechtlichen Verhältnissen und in der Lust zum Streiten, die sich nun einmal zum Landesübel ausgewachsen hatte. Bischof, Domkapitel, niedere Stifte, Stadt, Adel bekämpften sich gegenseitig. Oft suchte die Faust sich Recht zu verschaffen. Kammergericht und Kaiser wurden mit Klagen überschwemmt. Jahre und Jahrzehnte konnten vergehen, bis man sich zu einem gütlichen Vergleiche entschloß.

Träger der Mitra war seit 1503 Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg, ein unbescholtener, würdiger Mann, aber doch mehr ein weltlicher als ein geist-

licher Fürst. In der redlichen Absicht, die Ehre und Hoheit seines Stiftes zu wahren, ließ er sich in den Kampf ein, den man die „Stiftsschade“ nennt. Anfangs war ihm das Glück hold. Als Sieger zog er in seinen Dom ein, vom Kopf bis zum Fuße in Eisen gewappnet, über das er ein Chorhemd geworfen hatte. So ließ er das Te Deum singen und legte die Hauptfahne der überwundenen braunschweigischen Herzöge auf dem Hochaltar nieder. Aber man hatte zu früh gejubelt. Kaiser Karl V. warf dem Bischof vor, er habe sich mit den Franzosen gegen das Reich verschworen. In einem Gerichtsverfahren, das nichts weniger als einwandfrei war, wurde Johann geächtet und zur Abdankung gezwungen. Nachdem viel Blut geflossen und viele Orte in Asche gesunken waren, wurde das Stift jämmerlich zertrümmert. Das Bistum büßte den größten Teil seines fürstlichen Gebietes ein. Wohl hielt Herzog Heinrich von Braunschweig, der das meiste an sich gerissen hatte, entschieden am katholischen Glauben fest. Aber seine Erben zwangen den neuen Untertanen das lutherische Bekennnis auf. Alle Versuche, die Johanns Nachfolger im 16. Jahrhundert zur Rückgewinnung der verlorenen Lande machten, blieben erfolglos. Paul III. erklärte zwar, die Achtverhängung über den Bischof sei ungültig gewesen, und die Braunschweiger hätten das Entwendete herauszugeben. Doch als es sich um den Vollzug des Spruches handelte, ließ der Kaiser den Papst im Stiche; er wollte es mit dem mächtigen braunschweigischen Geschlechte nicht verderben. Als Bischof folgte nun der tüchtige, geschäftsgewandte Balthasar Merklin. Da er aber zugleich als Vizekanzler in kaiserlichen Diensten stand und überdies das Bistum Konstanz zu verwalten hatte, bekam er Hildesheim kaum zu Gesicht. Nach ihm wurde auf Karls V. Empfehlung hin der minderjährige Otto von Schaumburg gewählt, der sechs Jahre wartete, bis er sich endlich erklärte, ob er annehmen wolle oder nicht. An seine Stelle trat Valentin von Teteleben. Er hielt eine Diözessynode und machte den trefflichen Dominikaner Balthasar Fannemann zum Weihbischof und Domprediger. Ihn selbst führte das Streben nach Wiedererwerbung des Stiftsbesitzes, von dem auch so unendlich viel für die geistliche Macht der Bischöfe abhing, bald nach Rom, bald an den Kaiserhof und zu den Reichstagen. So konnte er von den 14 Jahren seines Bischofsamtes nur wenige Monate in Hildesheim verbringen. Diese lange Abwesenheit der Oberhirten schlug dem Sprengel schwere Wunden. Immer mehr Rechte und Güter gingen zu grunde. Valentin konnte beteuern, daß er von seinem Stift auch nicht einen Heller Einkommen genieße.

Die Stadt Hildesheim fiel vom katholischen Glauben ab. Wie man aus dem Buche sieht, geschah das nicht aus innerer Überzeugung. Die Bürger wurden durch die Nachbarstädte mit Hilfe der Fürsten von Sachsen und Hessen dazu gezwungen. Was dazu beitrug, waren die schweren Verluste, welche die Stadt in der Stiftsschade erlitten hatte. Man suchte sich jetzt durch Herausgabe der Kirchen und Klöster schadlos zu halten. Bürgermeister wurde 1543 Christoph von Hagen, ein verdorbener, überschuldeter, ehebrecherischer Geselle. Zu wiederholten Malen wurde in der Stadt verkündet: wer nicht zum lutherischen Abendmahl gehe, werde an dem Ort begraben, an dem man die hingerichteten Misser-

täter verscharrte. Die katholischen Schulen wurden unterdrückt, aller freie Kirchgang behindert, in den Gotteshäusern greulicher Unfug getrieben. Obwohl der Bischof Landesherr der Stadt war und die Priesterschaft ihren eigenen, unabhängigen Gerichtsstand besaß, wurden Geistliche unter dem Vorwand, sie hätten Verbrechen begangen oder zugelassen, aus ihren Häusern weggeschleppt und in den städtischen Kerker geworfen. Mit Recht hielt die bischöfliche Regierung den Städtern vor, das sei nicht, wie sie vorgaben, Sorge für die öffentliche Sittlichkeit; „sie hätten in ihrem eigenen Korbe dergleichen faule Eier viel mehr zu finden als bei den Geistlichen“; sie wollten nur die Freiheit der Kirche vollends vernichten und den katholischen Glauben mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Das Bistum glich damals einem entblätterten und seiner Blütenpracht beraubten Baume. Ganz abgestorben war er nicht. Noch lebte in ihm Glaubensgeist und Opfersinn. Im wohltuenden Gegensatz zu so vielen abtrünnigen Mönchen ließen sich die Kartäuser vor Hildesheims Toren durch keine Gewalttätigkeiten von ihrem Ordensberufe abdrängen. Auch die Schwestern des Magdalenenklosters zeigten eine rührende Gelübdestreue. Der 90jährige, um die Armen hochverdiente Domherr Arnold Freitag schmückte 1546 den Dom mit jenem großartigen, dem Gedächtnis des Kreuzestodes Christi gewidmeten Lettner, der heute noch als eines der edelsten Gebilde der Frührenaissance und eines der ersten Kunstwerke Hildesheims angestaunt wird. Johannes Oldecop, Dechant des Hildesheimer Kreuzstiftes, schrieb in echt katholischem Geist seine „Hildesheimer Chronik“ und schenkte damit der Geschichtsforschung eine sehr wertvolle Quelle.

Nun traf aber das Bistum einer der schwersten Schläge, die über die Herde Christi hereinbrechen können. Ein Wolf drang in den Schaffstall ein. Die Holsteiner hatten einen nachgeborenen Prinzen, der versorgt werden sollte. Obwohl lutherisch erzogen, heuchelte Friedrich von Holstein den Katholiken, täuschte Kaiser und Papst und ließ sich am 16. September 1554 als Bischof huldigen. Sein Streben ging darauf, alles lutherisch zu machen. Er erschien nie in der Kirche, war für niemand zugänglich, verprägte das Kirchengut in Schwelgereien und zog sich durch sein wollüstiges Leben eine abscheuliche Krankheit zu, die ihn 1556 ins Grab stürzte. Ihm folgte in Burchard von Oberg ein Mann von überzeugter Glaubensstreue und stckenlosem, frommem Leben. Doch er war so machtlos, daß er froh sein mußte, die letzten Reste katholischen Wesens hinüberretten zu können auf bessere Tage.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts brach eine andere Zeit an. Ernst von Bayern, Bischof von Freising, bald auch Fürstbischof von Lüttich und Kurfürst von Köln, wurde zum Bischof von Hildesheim erwählt. Er hatte an seiner Seite den starken Arm seines eifrig katholischen Fürstenhauses. Jetzt wurde eine große Visitation des ganzen Stiftes gehalten. Die Domkanzel bestieg ein Böggling des Deutschen Kollegiums von Rom, der redigewandte, mutige Heinrich Winchius. Die Jesuiten zogen in Hildesheim ein und hielten sich dort trotz aller Anseindungen. Herzog Ernst benutzte das Recht, das der Augsburger Religionsfrieden den reichsunmittelbaren Ständen zusprach, und führte in den

Bistumsteilen, wo er zugleich Landesfürst war, eine Reihe von Ortschaften zum katholischen Glauben zurück. Leuchte er auch nicht immer durch Züchtigkeit des Lebenswandels und genöß er auch die Freuden der Welt mehr, als es sich für einen Geistlichen geziemte, so ist doch, schreibt unser Verfasser, sein Wicken in Hildesheim ein durchaus ersprächlich s gewesen. Stets hat er die katholische Sache mannhaft vertreten. Er hat auch seinen Nachfolgern auf dem Hildesheimer Bischofsthule, die gleich ihm bayrische Prinzen und kölnische Erzbischöfe waren, die Wege gewiesen, auf denen sie noch vor Mitte des 17. Jahrhunderts in den Wiederbesitz des verlorenen Stiftsgebietes gelangten und damit Tausende in den Schoß der Kirche zurückführen konnten.

Wird es dem Oberhirten des Breslauer Riesenbistums denn schließlich doch noch vergönnt sein, seinem Werk mit dem Schlußband die Krone aufzusetzen? Wird sich nicht wenigstens jemand finden, der unter seiner Leitung und in seinem Geiste dies zu Stande bringt? Indessen wollen wir uns darüber herzlich freuen, daß der schwerste und wichtigste Teil der Arbeit bereits getan ist. Viele Hildesheimer Bischöfe haben ihrem Sprengel Vermächtnisse hinterlassen, an denen wir uns heute noch erlaben: Bauten, Malereien, Kirchengeräte, Grabdenkmäler. Eine Kostbarkeit fehlt noch: eine vortreffliche Bistumsgeschichte. Bischof Adolf hat sie gespendet.

Otto Braunsberger S. J.

Religionswissenschaft.

Das Gebet, eine religionsgeschichtliche und religiöspsychoLOGISCHE Untersuchung
von Friedrich Heiler. 8° (XVI u. 475 S.) München 1918, Ernst Reinhard. Brosch. M 15.60; geb. M 18.—

Ein junger, philologisch orientierter Gelehrter schenkt uns hier ein Erstlingswerk, von dem man fühn prophezeien darf, daß es auf ein Jahrhundert hinaus einen ehrenvollen Platz in der Büchermelt behaupten wird. Der unvergleichliche Wert dieses Buches beruht in der Erschließung und Verwendung eines erstaunlich umfangreichen Quellenmaterials. Heiler will weder eine Geschichte noch eine Psychologie des Gebetes schreiben, sondern in die verwirrende Fülle der historisch oder literarisch überlieferten Gebete Ordnung und Überblick bringen, indem er sie in gewisse Haupttypen schiedet und diese Typen zu beschreiben und dem Verständnis zu erschließen sucht. An diese Gruppierung reihen sich je nach Bedarf historische und psychologische Auseinandersetzungen. Einen Überblick über den reichen Inhalt des Buches geben wir wohl am besten mit den zusammenfassenden Worten Heilers, zugleich eine Probe seiner einfachen und edlen Schreibweise.

„Die Urform des Betens ist das naive Beten des primitiven Menschen; Affektivität, Spontaneität und Freiheit, urwüchsiges eudämonistisches Verlangen und konkretes realistisches Vorstellen sind seine Eigentümlichkeiten. Das lebendige, aus dem Augenblicksaffect geborene Beten des naiven Menschen verkümmert im rituellen Gebet zur heiligen, unantastbaren Formel.... Dem rituellen Prosa-gebet tritt der feierliche Kult hymnus zur Seite, die poetische Schöpfung der Priesterschulen, prunkvoll und überschwenglich, stereotyp und schwefällig, wie jenes ein Stück des komplizierten Tempel- und Opferrituals. Von der schematischen Kult-